

Kalle

KALLE war 36 Jahre alt, als er starb. Er war also nur ungefähr bis zur Hälfte der heutigen statistischen Lebenserwartung gekommen, was, so betrachtet, eigentlich nicht normal ist. Andererseits erscheint die statistische Lebenserwartung heutzutage im Grunde nur als rechnerische Größe für Versicherungen, Rentenkalkulationen, Effektivität der modernen Medizin, erwarteten Platzbedarf in Altersheimen und sicherlich noch in einer Vielzahl anderer Zusammenhänge. Für das Individuum setzt sie keinerlei Maßstab, sondern nur eine Hoffnung, dieses Alter zu erreichen oder vielleicht gar zu übertreffen — Beispiele gibt es im Bekanntenkreis ja genug —, wenn nicht ein Autounfall, ein Terroristenanschlag, ein Flugzeugabsturz, ein Herzinfarkt, ein Zugunglück, Krebs, Leberzirrhose, ein Krieg, die verirrte Kugel eines Bankräubers, also irgendetwas aus dem, was unsere Zivilisation schon erreicht hat, einen jähen oder auch schleichenden, in jedem Fall aber endgültigen Strich unter unser Dasein zieht.

Kalles Leben war jedoch keiner dieser zivilisierten Todesformen zum Opfer gefallen. Alle Nachbarn waren sich einig, dass es bei ihm so hatte kommen müssen, und gleichzeitig wurde mit diesem Urteil auch deutlich, dass im Grunde niemand so recht um ihn trauern konnte, im Gegenteil jeder schon seit langem damit gerechnet und in tiefstem Herzen dieses Ende wohl auch erhofft hatte.

Wenigsten war in der Siedlung endlich über eine geraume Zeit hinweg für einen interessanten Gesprächsstoff gesorgt, vor allem auch deshalb, weil sich der eine oder andere noch in Bezug auf Kalles Charakter und Verhalten einer Befragung würde unterziehen müssen, auf die besonders Frau Krauthäuser begierig wartete, hatte sie doch schon immer gesagt, dass das mit dem Kalle bestimmt kein gutes Ende nehmen würde. Sie wohnte zwar im Nachbarhaus, aber auch im dritten Stock und Wand an Wand mit Kalles Wohnung. Über Jahre hinweg hatte sie, was bei den dünnen Wänden auch keine Schwierigkeit gewesen war, genau über die verschiedenen Vorfälle und Ereignisse in Kalles Wohnung Buch geführt, ja sie hatte sogar viele Äußerungen, die Kalle so von sich gegeben hatte, wörtlich mitgeschrieben. Dann konnte doch diese jahrelange Arbeit nicht einfach umsonst gewesen sein!

Erst mit sechs Jahren hatte Kalle von seinem Lehrer erfahren, dass er eigentlich Karl Siegfried hieß. Auf diese Namen hatten ihn nämlich seine Eltern, Anna und Wilhelm Korschenbroich, taufen lassen.

In Vater Wilhelms Ohren hatte „Karl“ so groß und „Siegfried“ so stark geklungen, zwei Merkmale, die auf Kalle tatsächlich zugetroffen waren. Sie stellten außerdem, so meinten der Vater und später auch sein Sohn, ausreichende Garantien dar, um erfolgreich durch das Leben zu kommen.

So übte Kalle schon von Kindesbeinen an unter den stolzen Blicken seines Vaters, sich aufgrund seiner körperlichen Vorteile den nötigen Respekt zu verschaffen, wirkte er doch damals gegenüber seinen Altersgenossen um mindestens zwei Jahre älter.

Vor ungefähr fünfzehn Jahren hatte Kalle nicht allein durch Zufall eine der wenigen Dreizimmerwohnungen der Siedlung mieten können.

„Ich sage Ihnen, das kann nicht mit rechten Dingen zugegangen sein“, hatte Frau Krauthäuser sofort zu Frau Schüttler, einer Rentnerin aus dem Parterre links, mit der sie stundenlang im Treppenhaus stehen und das Leben der anderen Nachbarn durchhecheln konnte, geäußert. „Ich bemühe mich nun schon seit zwölf Jahren, eine größere Wohnung zu bekommen und bin immer nur abgelehnt worden. Und dann kommt da so ein junges Pärchen, die müssen wohl gerade geheiratet haben, und schnappt mir die Wohnung vor der Nase weg. Also wissen Sie, es gibt wirklich keine Gerechtigkeit mehr auf der Welt. Aber morgen bin ich beim Amt, verlassen Sie sich darauf. Denen werde ich was erzählen!“

Da alle Wohnungen der Blocks der Stadt gehörten, war das Wohnungsamt für ihre Belegung zuständig. Es traf seine Entscheidungen selbstverständlich ordnungsgemäß nach Überprüfung aller zu berücksichtigenden Umstände, zu denen auch die Vorlage des entsprechenden Wohnberechtigungsscheines, den man bei Erfüllung bestimmter Voraussetzungen beim Sozialamt erhalten konnte, zählte. Damit war gleichzeitig der Personenkreis, der hier wohnte, festgelegt. Es waren zwangsläufig Mieter mit geringem Einkommen wie Rentner, Arbeiter der unteren Lohngruppen oder Sozialhilfeempfänger, die alle nicht in der Lage waren, die auf dem freien Wohnungsmarkt verlangten Mieten zu bezahlen, sondern nur die außerordentlich billigen dieses Viertels aufbringen konnten. Das bedeutete aber auch, dass die Häuser noch genauso dastanden, wie sie nach dem Krieg gebaut worden waren.

Damals hatte man weit draußen am Stadtrand, dort, wo man verhältnismäßig wenig Schutt hatte wegräumen müssen, lange Häuserreihen, Block an Block, gebaut, um schnellstmöglich der ersten Wohnungsnot abzuhelpen. Alles hatte sich nach dem Motto gerichtet, so viele Wohnungen wie möglich auf einem Minimum an Grundfläche unterzubringen, denn das tat der Statistik gut. Die Kostenfrage hatte man durch die Verwendung besonders billiger Baumaterialien und durch die Multiplikation eines einzigen Architektenentwurfs mit einer nur der Geländegröße unterworfenen Zahl x gelöst.

Von den ersten Bewohnern lebte natürlich niemand mehr hier. Sie waren längst in bessere Wohngegenden gezogen, viele hatten sich ein Haus gebaut, und mit den Jahren hatte die Stadt entdeckt, wie vorteilhaft die Häuser den Wohnungsbedarf bestimmter Bevölkerungsgruppen regeln konnten.

Man kann nicht sagen, dass die Zeit spurlos an dieser Siedlung vorübergegangen ist, wohl aber die selbstlos parteilichen Überlegungen der Stadtplaner und damit jedwede Sanierungsmaßnahmen, deren Kosten selbstverständlich auf die Mieten umgelegt worden wären. Die dort Wohnenden hätten sie dann aber nicht mehr bezahlen können, sie wären gezwungen gewesen, auszuziehen...

Nein, dann war es doch besser, alles so zu lassen, wie es war, und das Viertel einfach zu vergessen. Denn was man vergessen hat, belastet das Gewissen nicht mehr.

Und die Bewohner gewöhnten sich daran. Sie sahen die hässlich grauen Fassaden nicht mehr, sie regten sich nicht mehr darüber auf, dass die Haustüren ständig offenstanden, weil sie ohnehin nicht mehr abzuschließen waren, dass die dort angebrachten Klingeln schon seit langem aufgehört hatten, nach einem Elektriker zu verlangen, und dass es zwischen den Häusern nie so recht hell werden wollte, weil die Sonne einfach nichts fand, was sie hätte zum Leuchten bringen können. Die Wände der Treppenhäuser erzählten Hunderte von Geschichten über die Mieter und ihre Besucher, und in allen Stockwerken war der Küchendunst von Jahrzehnten in sie hineingekrochen.

Zu jeder Wohnung gehörte ein Keller, d.h., einer von diesen typischen Lattenrostverschlügen, bei denen man immer sehen kann, wie viel Kohlen, Kartoffeln und Eingemachtes der Nachbar noch hat und welches Sammelsurium an unnützen Dingen er aufhebt, nur weil er sich nicht davon zu trennen wagt.

Kalles Keller war noch leer. Weil er im Sommer eingezogen war, würde er die Kohlen für den Winter erst später bestellen, und wenn man gerade verheiratet und erst einundzwanzig Jahre alt ist, hat man noch nichts übrig, was man aufheben könnte.

Die Wohnung hatten sie einfach und auf Kredit eingerichtet. Woher hätten sie das Geld auch nehmen sollen? Wenn das ganze Leben noch vor einem liegt, vertraut man mit unbekümmertem Zukunftsglauben den Versprechungen der Institute und zahlt immer pünktlich und gewissenhaft die bequemen Raten, solange nichts Unvorhergesehenes passiert. Doch was sollte schon geschehen? Kalle war jung, gesund und kräftig, hatte seine feste Arbeit, die Bank hatte ihre Sicherheiten, alles war in Ordnung.

Kalle renovierte gleich in der ersten Woche von Grund auf die Wohnung, wozu jeder andere wohl die doppelte Zeit gebraucht hätte. Das musste man ihm wirklich lassen, zupacken konnte er. Aber das war auch das letzte Mal, dass er sich um eine häusliche Angelegenheit gekümmert hatte. „Haushalt ist Weibersache“, so sagte er immer.

Die Nachbarn sahen Kalles Frau, eine relativ kleine, zierliche, einfach gekleidete Gestalt mit schmalem, zartem Gesicht und aschblonden,

schulterlangen Haaren nur, wenn sie zum Einkaufen ging. Manchmal begegnete sie auch einem der anderen Hausbewohner im Treppenhaus. Dann grüßte sie nur mit einem leisen „Guten Tag“, machte aber niemals Anstalten, sich in irgendein Gespräch ziehen zu lassen, sondern huschte seltsam unauffällig aus dem Haus, um ihre Besorgungen zu machen. Es war ein ziemlich weiter Weg bis zur nächsten Einkaufsmöglichkeit, denn ähnlich wie die Stadtväter hatten alle Supermärkte und andere Geschäfte, selbstverständlich erst nach gewissenhaften Marktanalysen, das Viertel zum verkaufsstrategisch weißen Fleck erklärt.

Diesen Umstand hatte sich der Wirt der Kneipe „Zur Ecke“, der einzigen in der ganzen Umgebung, zunutze gemacht, das Wohnzimmer seiner gleich hinter der Kneipe gelegenen Wohnung nach außen hin mit einem Verkaufsfenster versehen und einen Kiosk eingerichtet, in dem er alles Mögliche bereit hielt, was für den kleinen Einkauf wichtig war. Auf diese Weise hatte er es sogar zu einem bescheidenen Wohlstand gebracht, denn es gab doch sehr viele Einwohner, denen der weite Weg in den Supermarkt zu beschwerlich geworden war, und die darum von den Kleinigkeiten lebten, die er anzubieten hatte. Außerdem war es immer eine willkommene Gelegenheit, ein kleines Schwätzchen zu halten und die neuesten Ereignisse, die man dann mit den Nachbarn ausführlich kommentieren konnte, aus erster Hand zu erfahren.

Um fünf Uhr nachmittags wurde der Wirt regelmäßig von seiner Frau abgelöst, denn jetzt war es Zeit, sein Lokal für die von der Arbeit heimkehrenden Männer, die fast alle erst einmal den Kohlenstaub der Zeche hinunterspülen mussten, zu öffnen.

Seine Kneipe hatte sich in all den Jahren zum sozialen Zentrum des ganzen Viertels entwickelt. Hier kannte jeder jeden, der Wirt kannte sie alle, hier war das Zentrum für alle Gerüchte und Nachrichten, die man in keiner Zeitung finden kann, die aber für alle Anwohner scheinbar so außerordentlich wichtig waren.

Kalle hatte sofort Gefallen an dieser schönen Sitte gefunden, den Nachhauseweg zu unterbrechen, mit seinen Kumpels in der „Zur Ecke“ einzukehren und zwei, drei, manchmal auch mehr Bierchen, je nach Laune oder Wichtigkeit der Gespräche, zu trinken. Als einer der wenigen gelang es ihm schon nach kurzer Zeit, einen Stammplatz an der Theke zu besitzen, der ihm jederzeit bereitwillig eingeräumt wurde, gleichgültig zu welcher Uhrzeit er auch immer die Kneipe betrat. Eine andere Gewohnheit war, sich nach seiner nachmittäglichen Bierpause noch zwei, drei Flaschen „zum Abendbrot“, so sagte er immer, mit nach Hause zu nehmen. Die schienen jedoch oft nicht zu reichen, denn wie anders sollte man sein häufiges Wiedererscheinen nach dem Abendbrot und den Acht—Uhr—Nachrichten erklären können?

Aber letzten Endes brauchte man sich darüber nicht den Kopf zu zerbrechen, denn schließlich war es seine Sache, wie oft er in die Kneipe kommen wollte. Außerdem versprach ein solcher Abend recht unter-

haltsam zu werden, hatte Kalle doch immer irgendeinen Gesprächsstoff, über den sich jeder nach Belieben auslassen konnte, und kleinlich war er auch nicht gerade, sondern gab zwischendurch immer wieder eine Runde aus. Er war eben ein richtiger Kumpel, und diesen Tatbestand weiß man in Kneipenkreisen besonders zu schätzen. Dem Wirt war Kalle dadurch besonders sympathisch, dass er nie etwas schuldig blieb, auch wenn er, was mit der Zeit immer öfter vorkam, mehr oder weniger betrunken war. „Man kann so voll sein, wie man will, aber man muss seinen Anstand bewahren“, so sagte er immer, wenn er die Scheine zum Bezahlen seiner Zeche aus der Geldbörse fingerte und dabei den Kopf hob und stolz und wie auf selbstverständliche Zustimmung rechnend in die Runde blickte. Vor einem solchen, zwar einleuchtenden, aber trotzdem ein unerklärliches Unbehagen verursachenden Lebensprinzip blieben die anderen Anwesenden stumm, musste doch nicht nur einer von ihnen daran denken, wie oft er schon seinen Deckel ohne zu bezahlen zurückgelassen hatte, weil es noch zu viele Tage waren, bis er wieder seinen Lohn oder die Rente von seinem Konto abholen konnte.

Außerdem war es ohnehin besser, Kalle in diesen wesentlichen Lebensfragen nicht zu widersprechen. Sie kannten ihn alle inzwischen schon sehr gut und wussten, dass er Widerspruch oder das, was wie ein solcher aussah, überhaupt nicht vertragen konnte. Einige hatten schon leidvolle Erfahrungen hinter sich gebracht, als sie versucht hatten, ihn davon zu überzeugen, dass er bei mancher seiner geäußerten Meinungen im Unrecht war.

Je mehr Kalle nämlich getrunken hatte, desto niedriger lag seine Reizschwelle, und wenn Worte nicht mehr ausreichten, mussten seine Fäuste die für ihn notwendige Ordnung wiederherstellen. Er war deshalb bei den Behörden auch kein unbeschriebenes Blatt mehr, da er bereits mehrere Jugendstrafen wegen Körperverletzungsdelikten erhalten hatte. Im Rahmen der städtischen Resozialisierungsmaßnahmen war ihm dann die Wohnung in dieser Siedlung zugewiesen worden, weil man davon ausgegangen war, dass man bei der Wiedereingliederung straffällig gewordener Jugendlicher in die Gesellschaft einen Baustein bei der Zumessung eines den angemessenen Bedarf eines Normalbürgers übersteigenden Wohnraums auf dem Weg zu einem erfolgreichen Abschluss dieser Maßnahme setzen könnte. Man schien erfolgreich gewesen zu sein, denn in den beiden Jahren, die Kalle schon hier wohnte, war nichts geschehen, womit sich die Polizei oder ein Gericht hätte beschäftigen müssen, wenigstens war nichts zu ihnen gedrungen. Und einen Charakter zu ändern oder gar Einfluss auf ein bestimmtes, dem Gemeinwohl nicht zuträgliches Verhalten auszuüben, fiel nicht in die Zuständigkeit der Stadt. Außerdem war niemand von denen, die mit Kalle in dieser Zeit in eine kleine tätliche Auseinandersetzung geraten waren, die sich übrigens immer vor der Kneipe abgespielt hatte, weil, so sagte Kalle immer, die „Ecke“ sauber bleiben sollte, bereit gewesen, eine Anzeige zu erstatten, denn schließlich hatten auch sie in solchen Situationen schon reichlich Alkohol genossen, so dass ihnen ein gewisser Schuldanteil nicht abzusprechen war. Darüber hinaus waren sie davon

überzeugt, dass es auf jeden Fall besser sei, in Frieden zusammenzuleben und aus solchen kleinen Unstimmigkeiten kein großes Aufhebens zu machen, denn schließlich war man ja Nachbar und wollte niemandem schaden.

Von der Kneipe bis nach Hause hatte Kalle es nicht weit. Meistens befand er sich sogar in einer recht vergnügten Stimmung, sang noch ein bisschen vor sich hin oder äußerte ein paar zusätzliche Gedanken zu dem zuletzt besprochenen Thema, aber außer den dunklen Fassaden der Häuser hörte ihm niemand mehr zu. Wenn er dann die Treppen bis in den dritten Stock emporstieg, in späteren Jahren mehr empor stolperte, ging das natürlich nicht allzu leise zu, weil alle unter Alkoholeinfluss Stehenden dieser Welt kein Gespür mehr für den von ihnen verursachten Geräuschpegel besitzen und sich so verhalten, als ob nur noch sie selbst existierten.

Frau Krauthäuser, die regelmäßig um neun Uhr zu Bett ging, weil nach ihrer Ansicht der Schlaf vor Mitternacht der gesündeste war, konnte sich noch ganz genau an das erste Mal erinnern, als Kalle in diesem Zustand nach Hause gekommen war.

„Also wissen Sie“, sagte sie gleich am nächsten Morgen zu Frau Schüttler, „kein Auge habe ich mehr zutun können. So eine Rücksichtslosigkeit von diesem Kalle. Als ob unsereiner nicht seinen Schlaf brauchte. Wenn ich einmal wach werde, ist es aus für den Rest der Nacht. Sie können sich gar nicht vorstellen, was der alles zu seiner Frau gesagt hat!“ Sie senkte die Stimme und schaute ihre Nachbarin vielsagend an: „Sie wissen schon, was ich meine. Also, ich sage Ihnen, die Frau kann einem richtig leidtun. Aber verlassen Sie sich darauf, ich werde mich beschweren!“

Sie beschwerte sich nirgendwo. Sie verschwieg auch wohlweislich, dass sie zuerst wütend mit an die Wand gepresstem Ohr und dann mit klopfendem Herzen mindestens eine Stunde in ihrer Wohnung gestanden und so ziemlich alles registriert hatte, was jenseits der Mauer vor sich gegangen war. Schließlich wollte sie bei Frau Schüttler nicht den Eindruck erwecken, gar eine neugierige Person zu sein. Aber genau in dieser Nacht fasste sie den Entschluss, sich Gedankenstützen über die Vorfälle in Kalles Wohnung aufzuzeichnen.

Man konnte ja nicht wissen...

Im dritten Jahr nach Kalles Einzug wurde sein erstes Kind geboren, ein Sohn, den er auf den Namen Karl taufen lassen wollte. „Ein Name ist genug, dann brauch' er später nicht so viel zu schreiben!“, sagte er lachend zu jedem, der die Kneipe betrat, wo sie alle gebührend die Geburt feierten. „Es war ein Wunschkind, ein Junge, genau nach Wunsch“, prostete er immer wieder den anderen Anwesenden zu, begleitet von immer neuem Gelächter über das für ihn so außerordentlich geistreiche Wortspiel, wobei er dem jeweils neben ihm Stehenden vor Begeisterung derartig auf die Schulter schlug, dass der von dem Schlag in die Knie ging und mit Sicherheit einen blauen Fleck zum Andenken mit nach Hause trug. Obwohl sich die Feier etwa über

eine Woche erstreckte, konnte Frau Krauthäuser einigermaßen gut schlafen, denn Kalles Frau war ja noch im Krankenhaus und das bisschen Krach, was Kalle verursachte, wenn er nach Hause kam, konnte man ohne große Probleme ertragen, wenn man sich die Bettdecke ein bisschen fester über die Ohren zog.

Nach ungefähr zehn Tagen hielt eines Nachmittags ein Taxi vor dem Haus. Wie durch ein geheimes Zeichen gerufen, schauten alle Nachbarn aus dem Fenster auf diesen beigen Farbfleck, der wie ein Fremdkörper im Einheitsgrau dort zwischen den Blocks wirkte. Sie beobachteten, wie sich die Tür des Wagens öffnete, wie Kalles Frau mit dem in eine Decke gehüllten Baby ausstieg, wie der Taxifahrer ihr aus dem Kofferraum eine große Tasche reichte und wie sie langsam und etwas mühsam gehend im Hauseingang verschwand.

Frau Krauthäuser blieb vorsichtshalber noch ein wenig länger am Fenster, schaute noch einen Augenblick hinter dem Taxi her, das mit seinem Verschwinden den altgewohnten Zustand wiederherstellte, aber da nichts Besonderes mehr geschah, wandte sie sich wieder ihren eigenen Angelegenheiten zu.

Als Kalle an diesem Tag die Kneipe zu seinem nachmittäglichen Gewohnheitstrunk betrat, tönte es ihm sofort entgegen: „Kalle, deine Frau ist wieder da!“ Er zögerte nur eine Sekunde und reagierte dann mit einem „Na, dann kann ich ja heute wieder!“, wobei sich sein Gesicht zu einem breiten Grinsen, das sich in die Gesichter der Anwesenden fortsetzte und ihm das Gefühl gab, schlagfertig gewesen zu sein, verzog. Zur Feier dieses Ereignisses musste zuerst einmal eine Runde her, der noch etliche andere, heute immer in Begleitung von einem Kurzen, folgten. Gegen neun Uhr zückte Kalle seine Geldbörse, zahlte mit dem gleichen Spruch, den er immer sagte, und ging.

Die wenigen, die kurz vor Mitternacht zum wiederholten Male das letzte Bier tranken, schreckten zusammen, als plötzlich mit einem heftigen Schlag die Tür aufflog und Kalle mit großen Schritten an die Theke trat. Mit seinem Ellbogen stieß er einen Mann, der zufällig zu nah an seinem Stammplatz stand, brutal zur Seite und bestellte mit scharfer Stimme ein Bier und einen Schnaps. Ein drückendes Schweigen legte sich auf die Gäste, nicht einmal ein Räuspern war zu vernehmen. Jeder schaute nur geradeaus vor sich hin, so, als ob es nichts Wichtigeres gäbe als das Bier vor ihm. Der Wirt begann die Gläser zu spülen, und mit dem Glucksen des Wassers und dem leisen Klirren der Gläser, die er hinter dem Tresen abstellte, wurde die Stille noch quälender.

Schließlich versuchte er die Situation einigermaßen zu entspannen, indem er wie nebenbei Kalle nach seinem Sohn fragte. „Der plärrt“, war dessen Antwort, die keine weitere Frage oder eine Fortführung des Gespräches erlaubte. Endlich nahm einer seinen ganzen Mut zusammen und fragte: „Und wie geht's deiner Frau?“

Kalle drehte sich zu ihm hin, schaute ihn in einer Weise an, dass diesem beinahe das Herz stehenblieb, fuhr dann aber mit dem Arm durch die Luft, wobei er den Atem geräuschvoll und verächtlich aus dem Mundwinkel stieß, und stellte mit vorgerecktem Hals aggressiv eine Gegenfrage: „Wozu hat man denn 'ne Frau, hä?“ Und als keine Antwort kam, fügte er hinzu: „Für was hab' ich denn geheiratet, hä?“

Es gab wohl niemanden, der sich getraut hätte, unter diesen Umständen eine Antwort auf diese Frage zu versuchen, vor allen Dingen auch, weil sie von einer erschreckenden Lebenseinstellung, die jetzt zu diskutieren niemand bereit war, Zeugnis gab. Deshalb war es wohl besser, so schnell wie möglich zu bezahlen und aus der Kneipe zu verschwinden, bevor Kalle irgendein Opfer gefunden hätte, an dem er seine Wut auslassen konnte.

So blieb Kalle mit dem Wirt allein zurück. Wie ein Endlosband murmelte er ununterbrochen „Wozu hat man denn 'ne Frau, hä?“ vor sich hin, ohne dass seine Aggressivität auch nur im Geringsten erloschen war.

Kurz vor der Sperrstunde gelang es dem Wirt endlich, Kalle zum Gehen zu bewegen, und erleichtert schloss er hinter ihm sein Lokal ab. „Das ist ja noch einmal gut gegangen“, sagte er mit einem tiefen Seufzer, als er das Licht ausschaltete und sich in seine Wohnung zurückzog.

Währenddessen wankte Kalle nach Hause. Immer wieder blieb er stehen, schaute zu den nachtschwarzen Häuserblocks hinauf, in denen nicht mehr ein einziges Fenster erleuchtet war, und fragte lauthals: „Für was hab' ich denn geheiratet, kann mir das jemand sagen?“ Aber sie antworteten ihm jedes Mal nur mit seiner eigenen Stimme. Er hob seine Fäuste, gestikulierte wild mit ihnen durch die Luft und drohte ihnen: „Nimm dich in acht! Nimm dich nur in acht! Mit mir nicht, ne, nicht mit mir!“

Wenn irgendjemand Frau Krauthäuser befragt hätte, was nun genau passiert war, nachdem Kalle in der Wohnung angekommen war, hätte sie mit Sicherheit eine exakte Darstellung geben können. So aber begnügten sich die meisten Nachbarn damit, außerordentlich ungehalten über diese massive Störung der Nachtruhe zu sein. Sie hörten sein Schreien, das durch die nächtliche Stille noch verstärkt wurde, dazwischen klirrte und polterte etwas, und wenn er eine Atempause machte, so dass sie dachten, es sei nun vorüber, drang das Weinen des Babys in die Nacht hinaus.

Es dauerte ungefähr eine Stunde, bis endlich wieder Ruhe einkehrte und die Häuser erneut im Dunkel versanken. Nur der kleine Karl hatte noch nicht aufgehört zu weinen, und ein Nachbar glaubte sogar, das Schluchzen einer Frau gehört zu haben.

Am nächsten Morgen, Kalle war längst auf der Arbeit, ging seine Frau aus dem Haus, um frische Milch für Karl zu besorgen, da sie ihm zufüttern musste. Sie hielt den Kopf gesenkt, weil sie von den vielen

Fenstern nicht gesehen werden wollte. Das tat sie nun immer, wenn sie es nicht vermeiden konnte auf die Straße gehen zu müssen.

Aber heute musste sie ausgerechnet Frau Krauthäuser, die sie mit einem artigen „Guten Morgen, Frau Korschenbroich!“ grüßte, was sie jedoch überhaupt nicht bemerkte, über den Weg laufen.

„Wissen Sie“, ereiferte sich Frau Krauthäuser ein wenig später bei Frau Schüttler, „da grüßt man die Frau Korschenbroich freundlich, und stellen Sie sich vor, keine Antwort! Wenn sie auch Probleme mit ihrem Mann hat, dann heißt das noch lange nicht, dass man seine Nachbarn wie Luft behandeln soll, oder haben wir ihr vielleicht etwas getan? Also, ich sage Ihnen, ich möchte ja nicht wissen, was die für eine Kinderstube gehabt hat. Viel scheint da nicht gewesen zu sein. Sie kennen ja das alte Sprichwort, Jeder Pott hat seinen Deckel`, oder so ähnlich, wenn Sie wissen, was ich meine.“

Frau Schüttler enthielt sich völlig einer Meinung. Sie war inzwischen weit über siebzig und froh, dass sich überhaupt jemand mit ihr unterhielt. Es machte ihr sogar Spaß, Frau Krauthäuser, die es ihrerseits genoss, dass ihre Nachbarin nie einen Kommentar abgab, zuzuhören. Auch wenn sie nicht immer deren Meinung teilte, so hätte sie dies in keinem Fall zugegeben, um sich nicht der Gefahr auszusetzen, dass Frau Krauthäuser vielleicht nicht mehr mit ihr gesprochen hätte. Darüber hinaus war sie schon alt genug, um erkannt zu haben, dass sie auf den Lauf der Welt oder auf das Leben einzelner keinen Einfluss mehr ausüben konnte, wenn überhaupt ihr das je in ihrem Leben gelungen war. Also musste jeder selbst sehen, wie er zurechtkam. Sie konnte und wollte sich nicht mehr tiefer mit den Problemen anderer beschäftigen.

So wie sie dachten auch die übrigen Nachbarn. Kalle ändern oder auf ihn irgendeinen Einfluss ausüben zu wollen, war von vornherein ein hoffnungsloses Unterfangen. Wie man sich an alles gewöhnen kann, auch an unangenehme Dinge, wenn sie nur häufig genug vorkommen, gewöhnten sich alle mit der Zeit an Kalles Tobsuchtsanfälle, die im Laufe der Jahre auch einen regelmäßigen Charakter annahmen und immer etwa um eine Stunde dauerten.

Frau Krauthäuser war es inzwischen auch gleichgültig geworden, ob Kalles Frau sie grüßte oder nicht, denn schließlich gab es wichtigere Dinge auf dieser Welt.

Man sah Frau Korschenbroich ohnehin nur selten und immer mit gesenktem Kopf zwischen den Häusern entlanggehen. Meist trug sie Hosen und eine langärmelige Jacke, damit die neugierigen Blicke nicht die Spuren von Kalles Schreien auf ihren Armen und Beinen sehen konnten, auch wenn sie in ihrem Gesicht oft deutlich genug zu erkennen waren.

Niemand, nicht ein einziger hatte jemals nachts die Polizei gerufen, um Kalles Flüchen, Verwünschungen und Schlägen Einhalt zu gebieten. Wahrscheinlich oder gar sicher hätte man der Polizei Namen und Adresse sagen, vielleicht sogar als Zeuge auftreten müssen, mit all den damit verbundenen Unannehmlichkeiten. Wie hätte man dann Kalle gegenüberübertreten können, wenn dieser gewusst hätte, dass man ihn bei der Polizei angezeigt hätte? Nein, dieses Risiko wollte man nicht eingehen. Sicher, die Frau konnte einem leidtun, aber was sollte man machen? Schließlich hatte man auch Verantwortung gegenüber sich selbst oder der eigenen Familie.

Etwas anders sah es allerdings aus, wenn Kalle eine von seinen Schlägereien vor der Kneipe austrug. Dann reichte ein schneller anonymer Anruf, und schon war die Polizei da und nahm Kalle mit: leichte Körperverletzung, schwere Körperverletzung, Widerstand gegen die Staatsgewalt – so stand es dann im Polizeibericht, und es reichte jeweils aus, um Kalle für einige Zeit hinter Schloss und Riegel zu bringen. Wenn er dann wieder auftauchte, wurde er in der „Ecke“ mit einem „Na, Kalle, wieder da?“ von allen freundlich begrüßt, und seine Rückkehr musste dann ja auch richtig gefeiert werden...

Während Kalle seine Strafen absaß und sich deshalb, so meinten die Behörden, nicht um seine Familie kümmern konnte, die inzwischen aus sechs Personen bestand, da Kalle seiner Frau drei weitere Kinder gemacht hatte, wurde diese von einer Fürsorgerin betreut. Die rechnete genau aus, wie viel Sozialhilfe sie in der Zeit zu bekommen hätten, unterschrieb die Auszahlungsverfügungen und teilte dem Arbeitgeber mit, wie viel er von Kalles Arbeitslohn nach dessen Entlassung zwecks Rückführung der geleisteten Sozialhilfe einzubehalten und an das Sozialamt zu überweisen hätte. Denn nur bei erstem Hinsehen war es erstaunlich, dass Kalle trotz seiner gelegentlichen Gefängnisaufenthalte seine Arbeit auf der Zeche nicht verlor. Aber Kalle war wirklich ein guter Kumpel. Die Personalverwaltung wusste zu schätzen, dass er bereit war, an den schwierigsten Stellen eingesetzt zu werden, und dass es ihm nicht das Geringste ausmachte, sich die Hände schmutzig zu machen. Solche Leute findet man selten.

An Kalles Erstgeborenem konnte man sehen, wie die Jahre vergingen. Er wuchs heran und erfüllte die Aufgabe des Ältesten, die das Schicksal für ihn vorgesehen hatte, nach besten Kräften. Er half seiner Mutter, wo er konnte, ging einkaufen, schleppte die Kohlen aus dem Keller in die Wohnung, beaufsichtigte seine Geschwister zuverlässig, und er war es, der seine Mutter immer ganz leise in die Wohnung ließ, wenn es ihr ab und zu gelungen war, vor Kalle zu flüchten und sich im Keller zwischen den Lattenrostverschlängen zu verstecken, bis ihr Mann eingeschlafen war. In diesen Momenten drückte Karl sich besonders fest an sie, bevor er sich selber schlafen legte, und gab ihr damit ein schwaches, aber tröstliches Gefühl, nicht ganz allein auf dieser Welt zu sein.

Sie saß dann immer noch eine Zeitlang im Dunkeln, kostete die Stille und versuchte, ihrer Verzweiflung Herr zu werden, indem sie wieder und wieder nach einem Ausweg suchte. Aber sie fand keinen. Ihre Angst vor Kalle war einfach zu groß, als dass sie einen freien und selbständigen Weg hätte finden können. So legte sie sich jedes Mal resignierend hin, in der Hoffnung auf irgendein Wunder.

Karl war nun zwölf Jahre alt geworden. Eigentlich sah er älter aus, als er war, und wer ihm im Haus oder draußen begegnete, konnte feststellen, dass er niemals den Blick senkte, im Gegenteil. Sein Gesicht bekam etwas Stolzes, Unnahbares und gleichzeitig Zurückweisendes, und um seine Mundwinkel hatte sich ein trotziger Zug eingegraben.

Sein Vater saß gerade wieder im Gefängnis und sollte an diesem Tag entlassen werden. Am späten Nachmittag betrat er auch erwartungsgemäß die Kneipe, wurde wie immer mit „Na, Kalle, wieder da?“ begrüßt und das Feiern begann. Jedem, der es hören wollte oder auch nicht, versicherte er immer wieder: „Fünf Monate! Fünf Monate ohne Frau, das ist hart!“

Seine Äußerungen kreisten ausschließlich um dieses Thema, und mit der Menge des Alkohols wurden seine Reden immer zotiger. Am gelungensten fand er sich selbst, als er auf die Idee gekommen war zu sagen: „Zu Hause ist es doch am billigsten!“ Er hielt diesen Ausspruch für so gut, dass er sich schier ausschütten wollte vor Lachen, in das die anderen begeistert einstimmten. So grölten sie immer neu denselben Satz, bis es schließlich Zeit war, nach Hause zu gehen.

Kalle teilte seine Erkenntnis lauthals der ganzen Nachbarschaft mit, als er den Weg zu seiner Wohnung entlang schwankte, ab und zu unterbrochen von einem glucksenden Trunkenheitslachen.

Seine Familie hörte ihn schon von weitem. Eine panische Angst, die sie vergeblich einzudämmen versuchte, überfiel seine Frau. Karl nahm ihre Hand in die seine und streichelte sie unablässig, ohne auch nur einen Moment den Blick von ihr abzuwenden.

Sie hörten Kalle die Treppe herauf stolpern, sie öffnete die Tür, fast fiel er in den Flur hinein. „Hallo, da bin ich wieder!“ grölte er.

Vielleicht randalierte Kalle heute besonders laut, vielleicht hatten sich die Nachbarn auch schon zu sehr an den vorübergehenden Frieden gewöhnt, so dass sie sein Geschrei diesmal als außerordentlich schlimm empfanden. Oder war es, dass sich heute mit seiner starken Stimme, dem Poltern und den spitzen Schreien seiner Frau die helle Stimme von Karl mischte?

Und plötzlich, wie abgeschnitten, kein Laut mehr.

Die unvermittelte Stille fuhr wie ein Blitz in die Wohnungen der Nachbarn, die sich verwirrt in ihren Betten aufsetzten und angestrengt horchten. Frau Krauthäuser presste ihr Ohr noch fester an die Wand, um vielleicht doch irgendetwas erhaschen zu können — nichts! Überall gingen in den Fenstern die Lichter an, so dass es richtig hell wurde dort zwischen den Häusern. Die Menschen schauten neugierig fragend

hinüber zu Kalles Wohnung, die Hausbewohner traten mit schnell übergeworfenen Morgenmänteln ins Treppenhaus und rätselten, was wohl geschehen sein mochte, denn aus der Wohnung griff ein eisiges, immer besorgniserregenderes Schweigen nach den Herzen der Umstehenden.

Frau Krauthäuser wurde sich immer sicherer, dass dort auf der anderen Seite der Wand etwas passiert war, dem man dieses Mal nachgehen musste. Deshalb zögerte sie nicht mehr länger, ging zum Telefon und rief die Polizei an, wobei sie genau ihren Namen und ihre Adresse angab. Danach zog sie sich ihren Mantel über, ging nach unten, trat aus dem Haus und begab sich die wenigen Meter zum Eingang des Nachbarhauses, um sich bei Ankunft der Polizei als diejenige identifizieren zu können, die, ihrer Bürgerpflicht gehorchend, den Anruf getätigt hatte.

Sie war kaum angekommen, als ein Polizeiwagen um die Hausecke bog und vor dem Hauseingang anhielt. Sein Blaulicht zog wie ein elektrischer Fliegenfänger immer mehr Menschen aus den umliegenden Häusern ins Freie.

Die beiden Beamten, die aus dem Auto gestiegen waren, wechselten ein paar Worte mit Frau Krauthäuser und stiegen dann, immer gefolgt von ihr, die Stufen bis in den dritten Stock hinauf, klopfen an die Tür, die öffnete sich leise, und schon Sekunden später lief einer von ihnen zum Auto zurück, um eine Nachricht durchzugeben.

Es dauerte nicht lange, bis ein blutroter Rettungswagen vor der Haustür hielt. Während ein Arzt die Treppe hinauf stürmte, öffneten zwei Sanitäter mit geübten Griffen die rückwärtigen Türen, zogen eine Bahre heraus und gingen nach oben.

Sie brachten Kalle nach wenigen Minuten nach unten. Er lag fest angeschnallt und unbeweglich auf der Bahre, seine Augen waren geschlossen, und eine wächserne Blässe hatte sein Gesicht überzogen.

Die Leute drängelten sich nach vorne, um möglichst einen Blick auf die Bahre werfen zu können, aber alles ging so schnell, dass nur die vorne Stehenden zweifelsfrei Kalle identifizieren konnten.

Der Rettungswagen verließ ohne Sirene die Siedlung, es kam ein weiterer Polizeiwagen und ein Zivilfahrzeug, deren Insassen sich ebenfalls in die Wohnung begaben.

Eine ungeheure Spannung lag über den Zuschauern, die sich in allen nur möglichen Vermutungen ergingen, gierig danach, möglichst schnell alle Einzelheiten des Vorgefallenen in Erfahrung zu bringen.

Es war auch die große Stunde von Frau Krauthäuser, um die sich eine Gruppe andächtiger Zuhörer geschart hatte, vor denen sie eifrig eine Fülle von Informationen, begleitet von eigenen Kommentaren,

ausbreitete. Wie aus dem Boden gestampft waren plötzlich Reporter da, die die Umstehenden auszufragen begannen und schließlich Frau Krauthäuser, die sich in ihrer, sie von den anderen absetzenden Wichtigkeit unverhüllt aalte, zur Seite zogen, um ihr ein paar gezielte Fragen zu stellen. Sie war gerade dabei, tief Luft zu holen, um die Fragesteller mit einem neuen Redeschwall zu überschütten, als, von zwei Polizisten begleitet, Karl mit seiner Mutter aus der Haustür trat. Die Windjacke, die er über den Pyjama gezogen hatte, öffnete sich leicht und ließ eine Reihe von roten Flecken auf dem gestreiften Stoff sehen. Er hielt den Kopf hoch erhoben, sein Blick wich nicht einem einzigen der Gaffer aus, und der trotzig Zug um seinen Mund hatte sich noch um ein Vielfaches verstärkt.

Seine Mutter, die vollständig angezogen war, hatte fest ihren Arm um ihn gelegt, so, als ob niemand auf der Welt sie von ihm trennen könnte. Zum ersten Mal war es möglich, ihr in die Augen zu sehen, als sie die vor ihr Stehenden mit klaren Blicken, aus denen keine Gemütsregung zu erkennen war, musterte. Und stand da nicht ein ganz schwaches Lächeln in ihrem Gesicht?

Blitzlichter zuckten auf, als die beiden zielstrebig zu einem der Polizeiautos geleitet wurden, einstiegen und fortgefahren wurden. Das Zivilfahrzeug nahm die anderen drei Geschwister mit, die Nachbarn merkten auf einmal, wie kühl es eigentlich war und zerstreuten sich langsam und zögernd, nicht ohne sich immer wieder umzudrehen, so, wie wenn man sich über eine Sache nicht ganz sicher ist. Nacheinander erloschen die Fenster und gaben die Häuserblocks der Nacht zurück.

Am Morgen öffnete der Wirt ganz gegen seine Gewohnheit den Kiosk schon um halb acht, weil dort bereits sehr viele Leute warteten, die eine der billigen Sensationszeitungen kaufen wollten, um endlich die quälende Ungewissheit zu beseitigen.

Da stand es! Gleich auf der Titelseite war in großen schwarzen Lettern zu lesen:

12-JÄHRIGER ERSTICHT KALTBLÜTIG DEN EIGENEN VATER!

Daneben das Foto von Karl und seiner Mutter, als sie aus der Haustür traten. Und da sahen es alle: sie hatte tatsächlich ein Lächeln im Gesicht!